

KAPITEL 1

Der milde Föhnwind machte es möglich, dass Pater Brown und seine Stammtischfreunde erstmals in diesem Jahr im Gastgarten des Old Eden Pubs sitzen konnten. Tom Hesketh, der Wirt, hatte einen großen Tisch unter den weiß-rosa blühenden Kastanienbaum gestellt, sodass der Pater, Hercule Flambeau und dessen Freundin Elinor Glen vor den abendlichen Sonnenstrahlen geschützt waren. An ihrer Seite genossen der junge Bankbeamte Lester Hardy, Krämer Lewis, Tierarzt Ronald Enstead und Chief Inspector Umar Reed ihr Bier und Fish and Chips. Gesamtschullehrer Harry Griffiths begnügte sich mit einer Salatplatte. Er und seine Frau verschmähten jedwede tierische Kost. *Und sind nicht Fische auch Tiere*, pflegte der nervöse Mann mit dem ständig zuckenden linken Auge zu sagen, wenn ihn jemand fragte.

Heskeths Frau Fay hatte sich bei den Fish and Chips wieder einmal selbst übertroffen. Das Öl, in dem der Nordseedorsch im Teigmantel seine goldbraune Farbe erhalten hatte, war so frisch, dass man es weder schmeckte noch roch, und sowohl der Fisch als auch die frittierten Kartoffeln schmolzen geradezu auf der Zunge, so zart waren sie.

Pater Brown verzichtete sogar auf das Ketchup, um das feine Aroma der Speise nicht zu beeinträchtigen. Dazu trank er dunkelrotes Stout-Bier.

Die letzten Strahlen der Abendsonne, die Anfang Mai gegen halb neun unterging, drangen tanzend durch die im

Wind bewegten Kastanienblätter und verstärkten Pater Browns positive Stimmung. Edenbridge, der Ort, in dem der Pater arbeitete und wohnte, kam im Marienmonat Mai dem Garten Eden ziemlich nahe.

Der kleine rundliche Geistliche hatte sich so sehr in seine paradiesischen Gedanken verloren, dass er eine Frage des Lehrers überhört hatte.

Geistesgegenwärtig stellte Brown die Gegenfrage: „Ja, was soll ich dazu sagen?“ In der Hoffnung, Griffiths würde seine Frage wiederholen.

Dem Umstand, dass nun auch das rechte Auge des Lehrers zuckte, entnahm Pater Brown, dass der Lehrer ein dringendes Anliegen hatte.

„Sie müssen ihn doch kennen. Er gehört derselben Kirche an wie Sie, Pater“, sagte der Lehrer und schob ein grünes Salatblatt in seinen schmallippigen Mund.

„Möglich wäre es“, erwiderte Brown, „wenn auch die katholische Kirche weltweit 1,214 Milliarden Mitglieder zählt.“

„Aber wir sind eine Minderheit in diesem Land“, warf Pater Browns Freund Hercule Flambeau ein, der verbissen ein Steak bearbeitete, das offenbar etwas zäh geraten war.

„Sechs Millionen im Vereinten Königreich“, sagte Pater Brown und fuhr fort: „Wenn aber dieser Mann, den Sie erwähnen, in unserer Umgebung lebt und wirkt ...“

„Wirkt!“, ereiferte sich der Lehrer, „Maccoughlan wirkt nicht, er vergiftet die Seelen unserer Schüler.“

Also auch ein Lehrer, Katholik und offenbar irischer Abstammung schloss der Pater und erkundigte sich, welch

schrecklicher Missetaten sich der Mann schuldig gemacht habe.

„Aber das hab ich doch eben erklärt“, klang Griffiths beinahe verzweifelt, und Pater Brown fragte sich, ob dessen üble Laune auf seinen schwierigen Beruf oder den Umstand, dass er sich wie eine Kuh ernährte, zurückzuführen war, oder auf beides.

„Entschuldigen Sie, Harry, ich war mit meinen Gedanken ganz woanders“, gestand der Pater.

Flambeaus Freundin, die sich mit alkoholfreien Wäscherchen begnügte, unterstützte Griffiths' Anliegen mit den Worten: „Das geht natürlich nicht, dass ein Biologielehrer die Erkenntnisse Darwins leugnet.“

„Und weil er den Schülern sympathisch ist“, fuhr der Lehrer fort, „glauben sie den Quatsch, dass Gott die Erde in sieben Tagen erschaffen hat, dass es keine Entwicklung von primitiven Einzellern über den Affen zum Menschen gegeben hat.“

„Was sagen Sie dazu, Pater? Wie steht die offizielle katholische Kirche zu dieser Frage?“, warf der Chief Inspektor ein.

„Och“, versuchte der Pater die aufgeheizte Stimmung am Stammtisch zu besänftigen. „Da gibt es keinen Widerspruch zu den Erkenntnissen der Wissenschaft. Harry, Sie sprechen offenbar von den Kreationisten, die es in vielen Religionen gibt. Bei uns, und damit meine ich die Kirche, in deren Dienst ich stehe, wird diese konservative Lehre ...“

„Verrückt, unwissenschaftlich, unmöglich“, ereiferte sich der Lehrer.

„... wird diese Lehre“, ließ sich Pater Brown nicht beirren, „hauptsächlich von der Paulusbruderschaft vertreten ...“

„Die offenbar Narrenfreiheit hat.“

„Die Paulusbrüder sind offiziell suspendiert, werden als vagierende Kleriker betrachtet ...“

„Maccoughlan wirbt junge Männer für diese verrückte Truppe an, und das mit Erfolg, denn er ist, wie gesagt, äußerlich durchaus nicht unsympathisch, obwohl er und die widerlichen Brüder unerbittlich sein können.“

„Sollten wir nicht dieses unerfreuliche Thema auf einen trüben, regnerischen Abend verschieben“, schlug Elinor Glen vor, und ihr Freund Hercule wollte schon das Glas heben, als der Lehrer verbittert mit seiner Tirade fortfuhr.

„Sie tyrannisieren unsere Stadt.“

„Sie meinen ganz Tunbridge Wells?“, erkundigte sich der Pater mit zweifelndem Ton in seiner Stimme.

„Und Tonbridge“, bestätigte Griffiths. „Sie führen einen Kreuzzug gegen die Frauen, mit ihrem *Kampf gegen den Moloch*, wie sie das nennen. Sie belästigen alle Frauen, die in der Frauenklinik in Tonbridge Hilfe suchen, indem sie diese fotografieren und ihnen Flugblätter aufdrängen.“

„Eine Abtreibungsklinik?“, erkundigte sich Pater Brown.

„Nicht nur, aber auch“, bestätigte der Lehrer.

„Ich kann mir denken, wer dahintersteckt“, versuchte Brown das kritische Gespräch zu einem raschen Ende zu bringen, „und ich verspreche Ihnen, Harry, ein Gespräch mit dem Mann zu führen.“

„Gut. Darauf trinken wir“, rief Hercule Flambeau.
„Die nächste Runde übernehme ich.“

Doch das Gespräch ging nun sehr schleppend voran. Die Themen Frühlingswetter, geplante Sommerurlaube und Sterbefälle fanden nicht das nötige Interesse der Stammtischrunde, sodass man sehr bald zu den religiösen Fanatikern in und um Tonbridge zurückkehrte.

„Wer ist dieser Mann, mit dem Sie sprechen wollen, Pater?“, erkundigte sich der Tierarzt.

„Daniel Inniscourt, ein alter Studienkollege vom Priesterseminar. Er war einer der – wie soll ich sagen – Wildesten von uns, ein attraktiver junger Mann, der bei den Mädchen und Damen gut ankam.“

„Und das als Priester!“, täuschte Hercule Flambeau Entrüstung vor.

„Wir hatten damals die Weihe noch nicht empfangen“, erklärte der Pater und fuhr fort: „Umso überraschter war ich, als ich erfuhr, dass Daniel der Priesterbruderschaft St. Paulus beigetreten ist.“

„Diese Leute leugnen das Konzil“, schimpfte Flambeau, und Pater Brown bemerkte, dass dessen Freundin Elinor Glen, die attraktive Apothekerin, ihre Augen zum nun schon dunklen Himmel verdrehte.

Pater Brown vermutete, dass zwischen den beiden irgendetwas nicht stimmte. Sie saßen entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit nicht nebeneinander, Elinor trank kein Bier ... Wäre es möglich, dass das Paar ein Kind erwartete und der wilde Flambeau Probleme damit hatte?

Brown nahm sich vor, ihn darauf anzusprechen.

„Was sagen Sie dazu, Pater? Das ist doch wirklich unerhört!“, unterbrach Robert Lewis, der Krämer, des Paters Gedanken.

„Was genau meinen Sie, Robert?“, tastete sich Brown voran.

„Das mit dem Moloch“, erklärte Lewis.

„Ein Götze aus dem Alten Testament, dem Kinderopfer dargebracht wurden“, erinnerte sich der Pater. „Ein Wesen von monströsem Umfang mit einem gehörnten Tierkopf. So zumindest haben sich das die Maler vorgestellt, die die Bibel illustrierten.“

„Und mit diesem kannibalischen Gott vergleichen diese Idioten die Ärzte der Frauenklinik in Tonbridge“, entrüstete sich Lehrer Griffiths. „Auf ihren Flugblättern stellen sie Abtreibung als Mord dar, als grausames Menschenopfer.“

„Wie sehen Sie das, Elinor?“, wandte sich nun Pater Brown an die Apothekerin, die bisher dem Gespräch schweigend gefolgt war.

Die zierliche Frau mit dem langen brünetten Haar räusperte sich und setzte dann zu einer beinahe feierlich wirkenden Rede an: „Wie jeder, der in unserem Land im Gesundheitsbereich tätig ist, habe auch ich mit den Kinderwünschen der Menschen und deren Gegenteil zu tun.“ Als sie dies sagte, bedachte sie ihren Freund mit einem düsteren Blick. „Das heißt, die einen wollen Kinder, die anderen nicht. Beide brauchen Beratung, und die gebe ich. Auch ich versuche, Abtreibungen zu verhindern, wo es nur geht, indem ich das Positive in den Vordergrund stelle, das Heranwachsen neuen Lebens, und ich verweise die Frau-

en, die verzweifelt in die Apotheke kommen, um Mifegyne zu kaufen, ausnahmslos an einen Arzt. Und ich betone die Möglichkeit, einem ungewollten Kind doch eine Chance zu geben, indem man es zur Welt bringt und es dann in einer Babyklappe anonym abgibt. Das Kinderwunsch-Center in East Grinstead bietet so etwas an. Trotz meiner Einstellung unterlasse ich es, irgendeinen Druck auf die Frauen auszuüben. Und genau das gefällt mir nicht an dem beinahe militärischen Vorgehen der Aktivisten rund um diese Paulusbruderschaft.“

„Ein Kreuzzug ist das“, schimpfte Hercules Flambeau, und Elinor Glen betrachtete traurig die imposante Gestalt ihres Freundes, der auch im Sitzen einem schwarzen Panther glich, einem schönen, aber gefährlichen Raubtier, kurz vor dem Sprung.

Pater Brown nahm sich vor, noch an diesem Abend mit Flambeau und seiner Freundin zu reden. Unter sechs Augen, sozusagen. Die flammende Rede der Apothekerin hatte seine Vermutung verstärkt, dass es zwischen den beiden wieder Unstimmigkeiten geben könnte, das zukünftige Kind betreffend.

Dann wandte er sich mit einer Bitte an die Frau: „Ich wäre glücklich, wenn Sie am Sonntag im Rahmen der Heiligen Messe zu diesem Thema sprechen und vor allem auf die positiven Möglichkeiten hinweisen könnten.“

Zum ersten Mal an diesem Abend erhellte sich Elinor Glens Gesicht, ihre grünen Augen leuchteten fröhlich, und sie sagte mit Freuden zu, ohne auf die boshaften Bemerkungen des Lehrers zu achten.

„Das bringt Sie in Teufels Küche, Pater. Ist es nicht schlimm genug, die Angehörige einer anderen Glaubensgemeinschaft predigen zu lassen? Das würden Ihnen Ihre Kritiker gerade noch verzeihen“, ätzte Harry Griffiths.

„Im Rahmen der Ökumene“, warf der Chefinspektor lächelnd ein.

„Aber dass Sie eine Frau predigen lassen“, fuhr der Lehrer fort, „das wird man Ihnen nicht verzeihen.“

„Kein Problem“, wehrte der Pater ab. „Ich bin Kummer gewohnt. Allerdings lade ich alle hier Anwesenden zum Gottesdienst ein, schon um des interessanten Vortrages wegen.“

„Geschickt gemacht, Pater“, brummte der Krämer. „Wir werden kommen. Meine Frau und ich. Ob allerdings das Thema für Kinder geeignet ist, ist eine andere Frage.“

„In den Zeiten von Smartphones und Internet sehe ich darin kein Problem“, verteidigte Flambeau den Pater, und seine beinahe schwarzen Augen leuchteten angriffslustig.

„Du solltest nicht so viel trinken, Hercules“, parierte der Krämer. „Sonst funktioniert die Mörderjagd nicht.“

„Kein Problem“, sagte der Privatdetektiv. „Im Moment gibt es keinen Mörder zu jagen. Der Pater und ich sind zur Untätigkeit verdammt.“

„Und dafür danke ich Gott“, ergänzte Pater Brown.

„Ich muss mich jetzt entschuldigen. Ich bin wahnsinnig müde“, sagte Elinor Glen und wandte sich an Flambeau mit der Bitte, ihre Zeche zu begleichen.

„Das ist wohl das Geringste, das ich für dich tun kann“, sagte der Mann, stand auf und wollte seiner Freundin einen Kuss geben, doch diese entzog sich ihm und enteilte.

Pünktlich um elf erhob sich auch Pater Brown und bat seinen Freund Flambeau, ihn zum Pfarrhaus zu begleiten. „Ich habe ein Anliegen“, erklärte er, und der Mann, der den Geistlichen um mehr als 13 Zoll überragte, folgte diesem leicht wankenden Schrittes.

„Geht es um einen neuen Fall?“, fragte der Privatdetektiv, doch Pater Brown gab sich in seiner Antwort verschlossen: „So könnte man es formulieren, durchaus. Ein besonderer Fall. Aber darüber unterhalten wir uns in aller Ruhe in der Küche.“

Während der Pater auf den Vorgarten zum Pfarrhaus zustrebte, bemerkte er ein Auto, das er zu kennen glaubte. War das nicht der alte Austin, der Richterin Heather Gardner gehörte, und saß nicht jemand hinter dem Steuer ebendieses Fahrzeugs?

Aber eins nach dem anderen. Der Pater wollte sich zuerst seinem Freund widmen und dann ... Wenn die Richterin ihn sehen wollte, würde sie sich melden.

Die beiden Männer machten es sich in der geräumigen Küche bequem, der Pater drehte den Aga-Herd auf, denn es war kühl geworden und bot seinem Freund ein Glas Tullamore Dew an. Dieser trank davon, als ob er am Verdursten wäre.

Dann kam der Pater zu seinem Anliegen, das er folgendermaßen in Worte fasste: „Ich habe den Eindruck, dass Elinor und Sie wieder Probleme mit der zukünftigen Elternschaft haben“, begann der Pater.

„Hat Elinor etwas gesagt?“, fragte Flambeau und wirkte in diesem Moment nicht wie ein Panther, sondern eher wie ein geschlagener Hund.

„Nein. Meine detektivischen Fähigkeiten lassen mich das vermuten. Sie fühlen sich überfordert. Nicht wahr, Hercule?“

„Ich weiß gar nicht, was ich fühle. Einerseits freue ich mich, andererseits ...“

„... fühlen Sie sich überfordert.“

„Es geht mir zu schnell.“

„Obwohl Sie neununddreißig sind und ...“

„Elinor ist sechsunddreißig. Ich fühle mich überrumpelt“ Pater Brown schwieg auf diese Worte seines Freundes, und der fuhr fort: „Alles verändert sich in unserem Leben. Wir können nicht mehr auf Urlaub fahren, wir müssen zusammenziehen ...“

„Ich kenne Leute, die ganz kleine Kinder in den Urlaub mitnehmen. Es handelt sich ja um keinen Hund oder eine Katze.“

„Und Elinor wird von mir erwarten, dass ich sie heirate.“

„Das liegt bei Ihnen, Hercule, obwohl Sie meine diesbezügliche Einstellung als Priester kennen.“

„Was soll ich tun?“

„Ihre direkte Frage, Hercule, verdient eine direkte Antwort: Wichtig wäre es, wenn Sie Elinor in diesen für sie nicht ganz leichten Tagen begleiten, ihr Stütze und Hilfe sein könnten. Immerhin wächst in ihr, in ihrem Körper, etwas heran, das auch ihr fremd ist, das möglicher Weise auch sie fordert.“

Flambeau nickte stumm.

„Alles andere“, fuhr der Pater fort, „wird sich zeigen. Ich halte nichts davon, sich zu etwas zu zwingen. Begleiten Sie Ihre Partnerin und lügen Sie sich nichts vor. Wichtig ist, wie es Ihnen tatsächlich geht.“

„Das erleichtert mich. Ich bin kein guter Mensch und möchte nicht vortäuschen, der ideale Mann und Vater zu sein.“

„Sie unterschätzen sich, Flambeau. Ich sehe das nicht so negativ. Sie sind ein sehr angenehmer Mensch.“

„Danke, Pater. Sollten wir nicht darauf noch ein winziges Gläschen ...“

„Ein letztes Glas. Ich bin schon ziemlich müde, und morgen Vormittag ist eine Hochzeit angesetzt.“

„Ich bin schon fast auf dem Nachhauseweg“, sagte Flambeau, leerte das Glas mit dem bernsteinfarbenen Whiskey, erhob sich und machte sich auf den Weg zum Gebäude der Apotheke, in dem die werdende Mutter wohnte.

Pater Brown deponierte die Flasche mit dem Tullamore Dew im Küchenschrank, entnahm dem Kühlschrank eine Packung Apfelsaft, füllte damit sein Whiskeyglas und stellte eine halbvolle Flasche Glendronach auf den Tisch, dem Lieblings-Whiskey der ehemaligen Richterinnen Heather Gardner, die tatsächlich kurz darauf die Glocke zum Pfarrhaus betätigte.

„Sie haben mich erwartet, Pater?“, fragte die hochgewachsene grauhaarige Frau beim Anblick des Glendronach. Heather Gardner erinnerte den Pater an eines der Gol-

den Girls, nämlich an die tüchtige sowie von der Gestalt mächtige Dorothy Zbornak.

An diesem Abend aber wirkte die Frau verstört, und der Pater war sich nicht sicher, ob sie geweint hatte oder an Heuschnupfen litt. Immerhin bedeutete der Frühling mit seinen unzähligen Blüten eine schwere Zeit für Menschen mit Allergien. Er litt glücklicher Weise nicht darunter und konnte sich der Schönheit der Natur vollen Herzens freuen.

Als er der Richterin ein Glas ihres Lieblingsgetränks anbot, lehnte diese dankend ab. „Ich muss einen klaren Kopf bewahren. Es geht um ein Menschenleben.“

„Erzählen Sie, was Sie bedrückt, Heather, und was Sie nicht in Gegenwart unseres Freundes Hercule besprechen wollen.“

„Es ist derart heikel, dass nur wenige Menschen davon erfahren dürfen“, meinte die Richterin und runzelte sorgenvoll die Stirn.

„Wenn Sie es mir in Form einer Beichte mitteilen, bin auch ich zu Stillschweigen verpflichtet.“

Die Richterin verwarf diesen Vorschlag mit den Worten: „Dann dürfen Sie auch nicht handeln und ich bin auf Rat und Tat angewiesen.“

„Die Sie, so es meine Möglichkeiten zulassen, gerne bekommen.“

„Dann mitten hinein ins Geschehen, sonst wird es noch schlimmer. Der kleine Sohn meiner Tochter ist entführt worden, wir sollen Lösegeld zahlen und sind gewarnt worden, die Polizei zu verständigen. Sonst würde man Martin töten.“

„Ein äußerst ernstes Geschehen“, sagte Pater Brown, „zu dem ich Ihnen einige Fragen stellen möchte.“

„Nur zu, Pater! Deswegen bin ich zu Ihnen gekommen.“

„Erzählen Sie vom kleinen Martin und seinen Eltern.“

„Meine Tochter Rose ist mit dem Immobilienmakler Keith Worthington verheiratet.“

„Worthington Home & House.“

„Das ist der Vater, für den er arbeitet. Martin ist nach ihm benannt.“

„Wie alt ist der Junge?“

„Fast zwei Jahre.“

„Als gute Großmutter haben Sie bestimmt ein Foto von ihm.“

Die Richterin zückte ihr Smartphone und zeigte dem Pater eine Serie von Aufnahmen, die einen aufgeweckten Jungen mit dunklem, gelocktem Haar und beinahe schwarzen Augen zeigten. Um den Hals trug der Junge eine Schmuckkette, an der ein runder Anhänger befestigt war.

Jeremiah Brown fühlte sich beim Anblick des kleinen Martin an Hercule Flambeau erinnert, vermied es aber, darauf hinzuweisen.

„Ich sende ein Foto per Mail an Sie, Pater. Sie können es dann ausdrucken. Aber gehen Sie vorsichtig damit um ...“

„Natürlich, geschätzte Heather. Sie wollen offenbar die Drei Gerechten nicht damit befassen. Ich meine, von Ihnen selbst abgesehen.“

„Ich habe lang darüber nachgedacht, ob ich den Oberst und Hercule einweihen soll und mich letztendlich dagegen

entschieden. Martins Leben hängt an einem seidenen Faden. Ich will nichts riskieren.“

Pater Brown bedankte sich für das Vertrauen und meinte dann: „Um wirklich helfen zu können, muss ich allerdings das Erpresserschreiben sehen und wissen, wo, wann und wie das Geld übergeben werden soll. Wie hoch ist die Summe?“

„400.000 Pfund“, sagte die Richterin.

„Das ist sehr, sehr hoch.“

„Den Großteil stellt Martin Worthington, aber auch ich leiste natürlich einen Beitrag. So sehr uns das schmerzt, das Geld ist nicht so wichtig, wenn wir Martin helfen können.“

„Ich muss dazu Ihrer Tochter einige Fragen stellen, Heather ...“

„Das, das ist leider nicht möglich“, wehrte die Richterin zögernd ab.

Der Pater, der sah, dass die Frau mit den Tränen kämpfte, wartete ruhig ab, was sie noch zu sagen hatte.

„Ich könnte jetzt ein Gläschen Glendronach vertragen“, meinte sie dann und fuhr nach einem vorsichtigen Schluck fort: „Rose ist absolut hysterisch. So habe ich sie noch nie erlebt. Sie würde sich weigern, mit Ihnen zu reden, Pater. Ich bin froh, wenn ich einigermaßen zu ihr durchdringe. Sagen Sie mir, was Sie fragen wollen. Ich notiere das und gebe es an sie weiter. Sie hören dann von mir, so schnell es geht.“

„Wichtig ist erstens, wann die Geldübergabe erfolgen soll. Ich muss wissen, wieviel Zeit uns zur Verfügung steht.“

„Dienstag in der Früh“, sagte die Richterin knapp und begann nun tatsächlich zu weinen.

Pater Brown reichte ihr eine Rolle Küchenpapier, und die Richterin bedankte sich durch stilles Nicken.

Als die Richterin erneut an ihrem Whiskey nippte, leerte der Pater sein Glas mit dem Apfelsaft in die Spüle, füllte sie mit dem köstlichen schottischen Whiskey und nahm auch einen Schluck.

„Sie werden wahrscheinlich von meiner Tochter wissen wollen, unter welchen Umständen es zur Entführung des Jungen kam, was sie gesehen hat, ob sie den Entführer gesehen hat.“

„Genau das sind die Fragen, deren Beantwortung sehr wichtig ist.“

„Mir ist das alles klar“, erklärte die Richterin. „Das Entführungsschreiben habe ich selbst noch nicht gesehen. Rose und Keith sind völlig durcheinander. Aber ich werde mich darum kümmern. Es war mir einfach wichtig, mit Ihnen, Pater, darüber reden zu können und einen Plan zu entwickeln, wie ... wie es weitergehen soll.“

„Ich werde Sie dabei unterstützen.“

„Ich melde mich wieder, sobald ich mit Rose gesprochen habe“, sagte die Richterin, dann fügte sie noch hinzu. „Das Beunruhigende an dieser Sache ist, dass der Entführer das Schreiben nach den Worten meiner Tochter mit dem Wort *Moloch* unterzeichnet hat.“

KAPITEL 2

Pater Brown setzte sich auf die Bank an der Rückseite des Hauses, das Whiskeyglas an seiner rechten Seite und atmete in vollen Zügen die stille Nachtluft ein. Dabei blickte er gegen den Himmel, der so klar war, dass das helle Band der Milchstraße zu erkennen war.

Er dachte daran, dass unser Sonnensystem mit der Erde Teil einer aus vielen Milliarden Sternen bestehenden Galaxie war, dass diese Galaxie eine von vielen Milliarden von Welteninseln war, die sich stetig weiterentwickelten, starben, neu geboren wurden, in vielfältigsten Beziehungen zueinander standen.

Das also bedeutete Unendlichkeit. Unendliche Energie, unendliches Leben, unendliche Ausdehnung.

Ein heller Punkt bewegte sich über den Himmel, eine Sternschnuppe, bei deren Anblick sich der Pater wünschte, dass Martin Worthington heil zu seinen Eltern zurückkehren würde. Er nahm sich vor, seinen Beitrag dazu zu leisten.

Als er ins Haus zurückkehrte, wurde ihm bewusst, was für einen ereignisreichen Abend er erlebt hatte und hoffte auf einen ruhigeren nächsten Tag.

Doch auch der Samstag begann hektisch. Phyllis Eliot, der sonst so ruhige *Engel auf Erden*, wie der Pater seine Haushälterin zu nennen pflegte, war ziemlich wütend an diesem Morgen, als sie das Frühstück servierte. Zwei Toastscheiben waren sogar angebrannt, was eigentlich noch nie passiert war, soweit der Pater zurückdenken konnte.

„Der fette Kater war schon wieder im Garten“, klagte sie dem Pater, dem sie in Haus und Kirche zur Hand ging, ihr Leid. „Er hat die Hälfte der frisch gesetzten Salatpflanzen ausgegraben. Am liebsten würde ich ihn ordentlich durchhauen, diesen Satansbraten.“

„Sie sind sicher, dass es der Kater war?“, fragte der Pater.

„Ich habe ihn mit eigenen Augen gesehen, wie er sein großes Geschäft erledigt und beim Vergraben seiner bestialisch stinkenden Würstchen die Pflänzchen umgeworfen hat.“

„So ein Kerl!“, schimpfte der Pater.

„Die ganze Mühe umsonst. Ich habe ihn angezischt, um ihn zu vertreiben. Und was glauben Sie, hat dieses Monstrum getan?“

„Er ist davongelaufen.“

„Keinesfalls. Er hat zurückgezischt. Wie eine Giftschlange. Man muss sich direkt fürchten vor ihm. Aber lassen Sie sich nicht den Appetit verderben, Pater. Es tut mir leid, dass ich Sie damit belästige.“

„Ich werde mich des Falles annehmen, nachdem ...“ Bei diesen Worten erhob sich der Pater und schob zwei frische Brotscheiben in den Toaster.

„Jetzt sehe ich es erst. Nein, so etwas! Das tut mir aber leid. Ich habe das Brot verbrannt.“

„Kein Problem, Phyllis. Der Rest ist perfekt wie immer.“

Wieder nahm der Pater auf der dieses Mal von der milden Morgensonne beschienenen Gartenbank Platz und betrach-

tete mit Wohlgefallen die letzten Blüten der Tulpen und Narzissen.

Dahinter hatte Phyllis tatsächlich die ersten Salatpflanzen ausgesetzt, mit Bierfallen gegen die lästigen Nacktschnecken. Die Tomaten, die Temperaturen unter acht Grad und Wind nicht schätzten, waren noch mit durchsichtigen Kunststoffhauben geschützt. Und mitten drin in diesem Paradies saß dick und fett ein schwarzer Kater.

Pater Brown fiel sofort das Erpresserschreiben ein, von dem die Richterin am Vorabend erzählt hatte, jenes Schreiben, in dem ein Lösegeld von 400.000 Pfund gefordert wurde und das mit dem Wort Moloch unterzeichnet war.

Moloch. Genau das war der passende Name für das Katzenungetüm im Gemüsegarten.

Pater Brown überlegte eine Strategie, wie er das Problem – ohne das Tier zu schädigen – lösen könne. Da fiel ihm ein, dass es Sprays gab, die Katzen fernhielten, und er beschloss, gleich nach dem Morgengebet in seiner Kirche, den Krämer aufzusuchen, um sich damit einzudecken.

Pater Brown musste einige Minuten vor dem kleinen Geschäft in der High Street, das sich großspurig Supermarkt nannte, warten, bis pünktlich um neun geöffnet wurde. Robert Lewis persönlich entriegelte die alte Tür zu seinem Laden und begrüßte den Pater mit Handschlag. Allerdings stellte sich heraus, dass Lewis das Gewünschte nicht *führte*, wie er sich ausdrückte, jedoch gerne bereit war, es zu bestellen.

„Wir haben die Möglichkeit“, erklärte der Krämer nach einem Blick in einen Prospekt, „zwischen Hunde- und Katzenstopp und Katzenschock zu wählen.“

Obwohl Pater Brown der Ansicht war, dass für Kater Moloch der Katzenschock besser geeignet wäre, wählte er den Katzenstopp, um nicht grausam zu erscheinen.

„Haben wir sonst noch Wünsche, Pater?“, erkundigte sich der Mann, der seinen grauen Arbeitsmantel wie ein Kleid trug, mit verführerischem Augenaufschlag, und der Pater musste an das Buch der Sprüche denken, in dem es hieß: *Durch ihr eifriges Zureden verleitete sie ihn und riss ihn fort mit ihren glatten Worten, so dass er ihr plötzlich nachlief, wie ein Ochse zur Schlachtbank geht, und wie ein Gefesselter zur Bestrafung der Toren.*

Doch dem Pater gelang es, der Verführung zu widerstehen, sich mit dem Kauf eines Schokoriegels mit gerösteten Erdnüssen zu begnügen.

Er erkundigte sich noch, wann der Katzenspray zu haben wäre, und der Krämer verwies ihn auf Dienstagmittag.

„Wenn es nicht so dringend ist, bringe ich ihn am Abend zum Stammtisch.“

„Es ist sehr dringend“, sagte der Pater und erklärte den Grund, warum er das Mittel benötigte.

„Es gibt da noch etwas ganz Spezielles“, fiel dem Krämer ein. „Allerdings ist es etwas teurer. Einen Katzenschreck auf Solarbasis, der zweigleisig arbeitet.“

„Zweigleisig – wie das?“, fragte der Pater erstaunt.

„Das Ding erzeugt einen Ultraschallton, der für das

menschliche Gehör nicht wahrnehmbar ist, er stört also die Nachtruhe nicht.“

„Und?“

„Wie meinen Sie das, Pater?“

„Sie sprachen von Zweigleisigkeit.“

„Oh, entschuldigen Sie. Das Gerät blitzt, sobald sich ein Warmblüter in seinem Umkreis bewegt.“

„Ich beschränke mich auf den Spray“, erwiderte Brown und bedankte sich für die interessante Unterweisung, worauf der Krämer seine ganze Aufmerksamkeit einer älteren Dame widmete, die sich für eine Badematte interessierte, die garantiert nicht wegrutschte. Eine ihrer Freundinnen namens Maisie sei im Badezimmer zu Sturz gekommen, habe dort stundenlang gelegen und litte nun unter einer starken Erkältung.

Pater Brown musste alle Disziplin aufbringen, um die Bilder, die sich in seinem Kopf formten, den Kaufmann in seinem grauen Mantel, das blitzende Gerät und eine Frau namens Maisie im Badezimmer betreffend, loszuwerden.

Erst als er sein Haus betrat, war ihm das gelungen. Er hatte sich nämlich vorgenommen, Kontakt zu seinem Studienkollegen Daniel Inniscourt aufzunehmen, der mit seinen Aktionen gegen die Frauenklinik in Tonbridge den Lehrer so sehr verärgert hatte.

Außerdem war er neugierig, wie es Inniscourt ging, der seinerzeit, auf dem Priesterseminar, eher ein freies Leben geführt hatte, fernab von jedem religiösen Fanatismus.

Inniscourt war offenbar der Spätaufsteher geblieben, als den ihn Jeremiah Brown gekannt hatte. Jedenfalls klang